

JOCHANAN TRILSE-FINKELSTEIN

Goethe und Anna Amalia:
Ein neues klassisches Liebespaar
der Literatur und die absurd-humane
Rolle der »Frau von Stein«

Zu den Thesen von Ettore Ghibellino



Vortragsreihe der **Anna Amalia und Goethe Akademie zu Weimar**
herausgegeben von PROF. DR. ILSE NAGELSCHEIDT und DR. HABIL. STEFAN WEIß

PROF. DR. JOCHANAN TRILSE-FINKELSTEIN
Goethe und Anna Amalia: Ein neues klassisches Liebespaar
der Literatur und die absurd-humane Rolle der „Frau von Stein“
Zu den Thesen von Ettore Ghibellino
1. Auflage, Weimar 2008

Mit freundlicher Unterstützung von:

Hotel FÜRSTENHOF, Weimar
Marlies KESSISOGLOU, Köln
Peter GAUMANNMÜLLER, Wien

VideoBlog vom Vortrag und PDF-Version unter:
www.AnnaAmalia-Goethe.de

Anna Amalia und Goethe Akademie zu Weimar
Cranachstraße 29 | D-99423 Weimar
Tel: +49 (0)3643 77 37 639 | Fax: +49 (0)3643 77 37 572
post@AnnaAmalia-Goethe.de

Umschlagszeichnung: Aquädukt, gebildet aus den Buchstaben AMALIE
Goethe, 1806, aus: Gerhard Femmel (Hrsg.), Corpus der Goethezeichnungen,
Band IVa, Nr. 75, Leipzig 1966.

Alle Rechte vorbehalten.
Bitte besuchen Sie uns im Internet:
www.denkena-verlag.de, Printed in Germany
ISBN 978-3-936177-12-1



DR. A. J. DENKENA VERLAG
WEIMAR

Vortrag gehalten anlässlich der Hauptversammlung des
ANNA AMALIA UND GOETHE FREUNDESKREISES E.V.
am 23. Oktober 2008 in Weimar

JOCHANAN TRILSE-FINKELSTEIN

Goethe und Anna Amalia:
Ein neues klassisches Liebespaar
der Literatur und die absurd-humane
Rolle der »Frau von Stein«

Zu den Thesen von Ettore Ghibellino

Prof. Dr. Jochanan Trilse-Finkelstein wurde 1932 in Breslau (heute Wrocław) geboren. Seit 1933, nach der Flucht der Eltern 1933 aus Nazi-Deutschland, Aufenthalt in zahlreichen Ländern, u.a. in Österreich, Ungarn, Jugoslawien und China. Studium der Philosophie, Theater- und Literaturwissenschaft; Tätigkeit als Dramaturg, Lektor und Redakteur; seit 1971 freier Autor. 1990 Mitbegründer des Jüdischen Kulturvereins Berlin und bis 2006 Mitherausgeber der »Jüdischen Korrespondenz«. Professor Trilse-Finkelstein lebt in Berlin.

Veröffentlichungen: Geschichte der deutschen Schauspielkunst (1967), Theaterlexikon (1977), Das Werk des Peter Hacks (1980), Heinrich Heine. Bildbiographie (1984, 3. Aufl. 1990), Lexikon Theater International (1995), Herausgabe von Dramenbänden (Beckett, Hacks, Wilder) und zahlreichen Heine-Texten, außerdem Heinrich Heine. Gelebter Widerspruch. Eine Heinrich Heine Biographie (1997); umfangreiche Essayistik und Publizistik.

Mit Interesse habe ich den „Spiegel“ Nr. 39/08 gelesen und war besonders angetan vom Beitrag „Goethes allmächtige Fee“ über Ghibellino sowie dessen Interview. 2003 war sein inzwischen so gelesenes wie umstrittenes Buch „Goethe und Anna Amalia – Eine verbotene Liebe?“ erschienen (3. Aufl., Weimar 2007); die akademische Wissenschaft, besonders die wie immer weltfremden Weimarer jener Institute mit den stets wechselnden Namen, protestierte. Ulrike Krenzlin wertet Ghibellinos Buch in den „Weimarer Beiträgen“ 4/2007 als zumindest debattenwürdig und ernstzunehmend. So denke ich auch. Sehr ernst sogar! Fritz Egli wiederum macht in den „Weimarer Beiträgen“ 3/2008 Ghibellinos und Krenzlins Ansichten rein philologisch mit ein paar dürftigen, aus Zusammenhängen gerissenen Briefzitatzen nieder, versucht es zumindest – dies ohne jede geschichtliche Logik und menschliche Tiefenkenntnis, die durchaus im Historisch-Zeitlichen und Erotischen zu suchen ist. Armselige Wissenschaft dies! Diese Art platte Philologie reicht nicht aus. Dazu später einige Gedanken.

Es ist schon seltsam, daß es just in und um Weimar über eine noch nicht so weit zurückliegende Zeit – im wesentlichen die um 1800 – so viele Unklarheiten, Verschleierungen, Verdunklungen, Verwechslungen gegeben hat und noch gibt. Da ist es ein Liebesverhältnis, letztendlich um eines der womöglich schönsten Liebespaare der deutschen, wenn nicht der Weltliteratur; dort ist es die „heiße“ Streitfrage, ob es Schillers Schädel in der sogenannten „Fürstengruft“ ist, die einst – obwohl nicht für die Dichter gebaut – Goethe-Schiller-Gruft geheißen hat. Anthropologen, Ärzte, Biologen, Chemiker und neuerdings Genetiker haben sich neben Historikern und Literaten damit befaßt, wie seit langem bekannt ist, und wie es erst neuerdings wieder durch eine lange Sendung im Kanal des MDR ins Bild gebracht ward. Eine Scheindebatte, wie ich finde. Für jede Handschrift würde ich jenen Aufwand billigen, aber nicht für einen alten Schädel. Und wenn überhaupt, dann, wenn etwa auch Staatsfragen hinter solcher Unordnung und sol-

chem Verlust stünden. Ergebnis nur: Der Gruft-Schädel ist nicht der des Dichters. Wie das gesamte Skelett wohl nicht.

Wirklich makabre Dunkelheiten um jene hellen Geister! Ein großer Aufwand schmählich ist vertan. Damit sind wir wieder bei Goethe und seinen „Geheimnissen“.

Ich möchte Ghibellino für seine Entdeckungen und Schlüsse preisen, dabei weder den großen Goethe noch diese wunderbare Frau Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach und aus altem Reichsadel mit Beziehungen zu Kaiser- und Königshäusern, aufgeklärte Herrscherin und eigentliche politisch-kulturelle Mutter der bürgerlichen Klassik, die die deutsche Literatur zur Weltliteratur reifen ließ, in irgendeiner Weise bemakelt zu haben, nur weil sie Liebe miteinander machten. Wie schön dieser Vorgang, dieses Ereignis! Was sowohl zu ihrer wie zu späterer Zeit nicht gern gesehen und allzu gern verdrängt ward. Die Quellen wurden „saniert“! Von den Wettinern selbst wie auch von späteren Puristen – wie anders?!? Nun kommt einmal wenigstens in diesem Fall etwas mediterranes Licht ins Weimarer Dunkel!

Endlich, daß da einmal einer gründlich nachsteigt und Quellen sichtet, vorstellt, die in diese Richtung weisen: Ein Thema öffnen, beleuchten, was seit langem, wenn auch nicht in sogenannten Forschungen, beredet ward und wird. Da gab und gibt es Legenden und Ondits, die sich zwischen Klatsch und seriösen, faktisch auf Quellen wie natürlicher wie gesellschaftlicher Logik beruhender Faktizität, genauer: gesellschaftlicher Wahrheit bewegen. Auch Kreise, die an deren Verbreitung interessiert und solche, die es nicht sind. Da gab und gibt es Personen, die diese Thesen seit langem vertraten wie ich auch, und solche, die ihnen entgegengetraten. Ich will davon berichten.

Ich arbeitete von 1959 bis Anfang 1966, also vor fast einem halben Jahrhundert, in Weimar, in jenen Instituten, die sich damals „Nationale Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur zu Weimar“ nannten, heute „Klassik Stiftung Weimar“. Ich hatte zwar ganz offiziell mit der Heine-Säkular-Ausgabe (Quellenbeschaffung, Bandbearbeitung, Redaktion) zu tun, doch auch mit den Herzstücken der Klassik, den Dichtern und Denkern

Goethe und Freund Schiller. Da waren Führungen zu machen und Konferenzen wahrzunehmen, so daß ich in den Kern vom Goethe- und Klassikkultus wie der Forschung einigen Einblick hatte.

Nach Herzenslust stöberte ich im Goethe-Schiller-Archiv, las Handschriften von Werken, vor allem aber in Briefen. Und horchte überall herum, weil mich so viele Widersprüche zwischen diversen Interpretationen und dem real überlieferten Papier der offiziellen Literaturgeschichte störten, mich nachdenklich machten: Die komische Geschichte der Frau von Stein mit sieben Kindern als „Freundin“, „Herzensfreundin“ oder gar „Geliebte“ Goethes, und Oberstallmeister Josias von Stein schaut zu, anstatt den Dichter-Kerl zum Duell zu fordern – und das in einem etwa 6500-Seelennest kleinmonarchischer Prägung. Was war da los? War Josias, der Kindesvater, ein Hahnrei, ein Depp, seine adlige Frau Mätresse eines zwar berühmten, doch jungen bürgerlichen Künstlers – wie mag das gegangen sein? Oder war diese „Frau von Stein“ wirklich die versittlichende Gouvernante, die den sieben Jahre jüngeren Mann nur „erzog“ – und der war impotent? Oder fuhr irgendwohin in Bordelle, hatte andere wirkliche Mätressen im kleinen Weimar oder im Umkreis – der Endzwanziger, Dreißiger, Vierziger, sonst als vitaler Mann bekannt? So viele Fragen, keine Antwort damals. Vorerst!

Von meiner Mama, deren Eltern und Familie noch in der Kaiserzeit bei einem böhmisch-schlesischen und gräflichen Rittergutsbesitzer arbeiteten, wußte ich einiges über Adelsbräuche, durch historische Studien vertieft. Ich horchte auch auf Ondits, auf Legenden oder offensichtlichen Klatsch. Eben auf das, worüber gesprochen ward, aber nicht Gegenstand der offiziellen Forschung war. Das reale Weimar der Goethezeit – nicht nur das heutige – war eben sehr anders als in der bürgerlichen Überlieferungsliteratur wie in der neueren sozialistischen dargestellt, die der antifaschistischen Remigranten-Gruppe (meist Juden) um Prof. Gerhard Scholz, die zwischen 1948 und 1953 dort geforscht hatte, grundsätzlich ausgenommen, da sie der sozialen Wahrheit näher gekommen war. Auch wenn unser Gedankenkreis, also Goethe-Anna Amalia, nicht der ihre war. Ihr großes Thema hieß Erforschung

ökonomischer, sozialer, politischer und kultureller Grundlagen der Goethe-Zeit, das Ergebnis dieser Arbeit war ein „Goethezeit-Museum“, 1954 von der neuen Leitung unter Helmut Holtzhauer zerstört.

Im Mittelbau jener Jahre, die ich dort verbracht hatte, saßen nicht nur Doktoren der Literatur- und Kunstwissenschaft, sondern andere, ebenfalls gescheite Personen, Aufseher und Aufseherinnen, Archivare, Kustoden, die so manches mit sich trugen, was offiziell nicht gewünscht war, die von „Geheimnissen“ wie der innigen Verbindung zwischen der Herzogin Anna Amalia und ihrem Minister und Dichter Goethe wußten und mir, der ich stets und gern auf Menschen zuging, mit allmählich wachsendem und gewachsenem Vertrauensverhältnis so manches erzählten.

Gralshüter gab und gibt es nicht nur in Bayreuth. Und es lebten seriöse und halbseriöse Kreise an der Ilm, die nicht nur den lieben Fluß haben fließen hören und sehen. Kreise wie Goethe-Gesellschaft und Schiller-Kränzchen, Gäste im „Café Resi“, deren Teilnehmer Ahnen aus der zur Rede stehenden Zeit hatten und die alles wußten oder auch verleugneten: Namen wie von Gleichen-Rußwurm oder Vulpius stehen für beides.

Im Schiller-Kränzchen galt es als selbstverständlich, daß Goethe Anna Amalias Geliebter war, Hofdame Charlotte v. Stein nur vorgeschoben, Anstandsdame und Übermittlerin. Ur-Urgroßmütter jener z.T. adligen Damen waren in jenen Hof- und Künstlerkreisen zu Hause. Besonders Bescheid wußte die Komteß von Gleichen-Rußwurm (Die bereits ältere Dame stellte sich immer als „Komteß“ vor und ließ sich auch so anreden.) Ich erlebte sie erstmalig 1955 – damals als Assistent Ernst Fischers, der mich von Wien mit nach Weimar genommen hatte – im großen Schillerjahr mit Thomas Mann im Weimarer Schloß anläßlich einer Vorlesung des Schillerforschers Reinhard Buchwald, der u.a. über Schillers Liebesverhältnisse gesprochen und dabei auch Vergleiche mit denen Goethes gezogen hatte. Gleichen-Rußwurm polemisierte und ergänzte: Schillers „kosmischer Liebe“ stellte sie Goethes irdisch-erotische Liebe und Liebesverhältnisse gegenüber, die wirkliche Liebe zur „Hohen Frau“.

Das hatte ich nicht richtig verstanden und stellte ihr nachher Fragen in dieser Richtung. Sie wollte sich zwischen Tür und Angel nicht äußern, hatte aber auch keine Zeit und lud mich auf einen der nächsten Tage in das „Café Resi“ ein. Solches geschah: Ich erschien zum verabredeten Zeitpunkt und fragte. Sie sprach lange und ausführlich von der „Hohen, ja der höchsten Frau“, erläuterte den Begriff und meinte dann aber reale Personen hohen Standes aus dem klassischen Jahrhundert, im konkreten Fall eine, ohne einen Namen zu nennen. Ich verwies auf den Mißbrauch dieses Begriffs in der NS-Zeit, den sie verächtlich abtat. (Gemeint war seine Nutzung durch Hermann Göring, den sie einen Parvenu genannte hatte.) Sie verdeutlichte und sprach dann von der höchsten Frau, die Goethe wert gewesen wäre. Wer das denn sein könne, konkret im Weimarer Bereich? So meine Frage. Es gäbe nur eine. Ja, welche denn? – Pause. Ablehnendes Schweigen. Meine schlechte Informationslage war durch meine damalige Unbildung in aristokratischer Genealogie, besonders der Weimar-Eisenacher Wettiner, bedingt. Schlicht: Ich wußte damals kaum etwas von Herzogin Anna Amalia. Komteß von Gleichen-Rußwurm. war nicht zu bewegen, den Namen zu nennen. So blieb die Frage nach der „Höchsten Frau“ und Goethes Liebe damals unbeantwortet. Jahre später wußte ich es. Ich arbeitete seit den späten fünfziger Jahren in Weimar und begegnete der Komteß noch einige Male wieder, im „Café Resi“. Eines Tages ging ich zum Kränzchentisch hin, stellte mich vor und bat diese um ein Gespräch. Zunächst hatte sie mich nicht wiedererkannt, nach einigen kurzen Sätzen dann doch – sie hatte sich erinnert. Und freute sich, als ich nun den Namen nannte. Wir sprachen danach längere Zeit über die große Liebe zwischen Goethe und der Herzogin. Als ich darüber von Institutsseite arbeiten wollte, stieß ich auf eisige Ablehnung. Die Arbeit unterblieb, da ich ohnedies überlastet war, eine weitere Nebenarbeit nicht auch noch leisten konnte. Vergessen ward das Thema nie, es hat mich begleitet, wie im folgenden zu erweisen ist.

1957 war ich nach Leipzig gekommen, um dort weiterzustudieren: Zunächst auf Einladung Ernst Blochs und Hans Mayers,

wo ich leider in die konfliktive Situation um Ernst Bloch geraten war, als sich die DDR ihren meistbedeutenden Denker nicht mehr leisten wollte – oder konnte.

Bloch empfahl mir, mich nicht in diese Kämpfe einzumischen, sondern an eine „kleine Universität“, z.B. nach Jena zurückzugehen und mein Studium zu beenden. Dies tat ich. Dort an der Friedrich-Schiller-Universität hatte mich eine besondere Kombination von Sprach- und Sprechwissenschaft gefesselt, vertreten durch die Professoren Hauschild und Weithase. Eine überaus förderliche Verbindung und Zusammenarbeit von Vertretern des gewordenen Wortes, also der Sprache, und des entstehenden Wortes, des Sprechens, des Sprechaktes. Frau Weithase, eine etwas arg stilisierte und überspannte Frau, selbst gute Sprecherin, untersuchte und lehrte in ihren Kollegs und Übungen den Sprechakt, angefangen bei Anatomie und Physiologie des Sprechens, über Atmung, Tonation und Artikulation bis hin zur Gestaltung von Sprache im Sprechen, zu Rhetorik und Vortragskunst, sowohl Rollengestaltung als auch Rezitation und Lesung von Vers und Prosa.

Da die Dame auch außergewöhnlich gebildet war, erlebte ich ein bedeutendes Programm und ein ebenso breites Repertoire, leider nur knapp drei Semester. Aufgrund meiner vorausgegangenen Schauspielausbildung am Reinhardt-Seminar in Wien hatte ich Vorteile und ihre frühzeitige Gunst, die sich in meiner Stellung als Vorsprecher und Teilassistent äußerte. Sie hatte mir sogar angeboten, bei ihr zu promovieren, was sich freilich später nicht realisieren ließ. Doch war die Zeit bei ihr von außerordentlichem Nutzen, auch für meinen Umgang mit Literatur. Sicher weniger in der modernen. Den von mir immer wieder eingebrachten Brecht tolerierte sie zwar, mit meinen Österreichern wie Karl Kraus, Musil oder Jura Soyfer vermochte sie wenig anzufangen, mit gänzlich modernen, etwa expressionistischen, gar nichts. Umso stärker war sie im klassischen Bereich bis hin zur klassischen Moderne, so etwa zwischen Lessing und Fontane bzw. Nietzsche, allenfalls Thomas Mann, Hermann Hesse und Franz Werfel, mit den Höhepunkten Goethe, Schiller, Kleist und sogar Heine, was für mich sehr gut war.

Um hier bei Goethe zu bleiben. Da konnte man mit fast allem bei ihr antreten, mit den Balladen (auch den Schillerschen), der Lyrik, besonders Liebesgedichte, mit Prosa und – wenn sich mehrere Sprecher bzw. Spieler zusammenfanden – mit dramatischen Szenen. Meinen „Prometheus“ nahm sie mir ab, und „Willkommen und Abschied“ ebenso. Sie akzeptierte meine Weigerung, späte Gedichte, etwa die „Urworte“ zu sprechen, denen ich mich geistig damals nicht gewachsen zeigte. Gestalterische Einzelarbeit bei ihr war sehr anstrengend, auch psychisch, doch von hohem Gewinn, wenn man erst einmal eingestiegen war.

Der Umweg war nötig, um an eine solche Übungsstunde zu erinnern, die nicht nur gestalterisch ein Höhepunkt war, sondern auch inhaltlich. Was sie da an Hilfen hinzugab, an historischem Hintergrund, um an den Kern von Texten heranzukommen, war außergewöhnlich und von bedeutendem Gewinn für jeden von uns Studenten. Ganz gleich, ob es sich um einige der frühen Gedichte handelte, etwa „Willkomm und Abschied“ (die Frühfassung), um Mignon-Lieder, „Römische Elegien“ oder solche aus dem „Divan“; auch „Warum gabst du uns die tiefen Blicke“, war dabei – die wurden ausgelotet. Sie verlangte nicht nur sprecherische Vorbereitung und Aktion, sondern literarische und historische, um Haltungen herzustellen. Besonders bei jüngeren Studenten fehlte da des öfteren einiges. Da gab sie hinzu, sozusagen aus dem vollen.

Es waren mehrere Seminarstunden für einen Goethevortrag vorgesehen. Zwei Studentinnen – eine hieß Elfriede R., ward „Friedel“ von uns genannt, die andere Cornelia W., natürlich im Studentenslang „Conny“. Die eine hatte sich die Mondgedichte ausgesucht („An den Mond“ und „Dem aufgehenden Vollmonde“), die andere Lieder um Mignon (z.T. auch an Anna Amalia gerichtete, wie wir inzwischen wissen). Die beiden waren fleißig, hatten sich Mühe gegeben, waren von mittlerer Begabung, doch es kam nicht das Richtige: keine Spannung, keine Leidenschaft, nicht eine Spur von Großartigkeit. Die Professorin gab sich unendliche Mühe, zu leiten, zu erklären. Dabei konnte sie – besonders Frauen gegenüber, zu uns jungen Männern weniger – recht verletzend sein, besonders

wenn es um tiefe Empfindungen, um Liebe in den Gedichten ging. „Das ist die kleine Liebe von Fräulein R, der Bach von Fräulein W, nicht die große Liebe, nicht der große Strom eines Goethe.“ (Goethe so richtig herausgehoben, in großem Ton). Dann: „Bedenken Sie, meine Fräulein, nicht nur der große Goethe liebt im Gedicht, sondern er liebte hohe Frauen, große Frauen.“ Das ließ nun mich, der ich bei ihr halbwegs gut dran war, mein Pensum auch geschafft hatte, meine historischen Interessen nicht kalt, außerdem wollte ich den Mädchen helfen. „Frau Professor, wer sind diese großen Frauen, die Goethe geliebt? Die von der üblichen Literaturgeschichte genannten können da wohl nicht gemeint sein, und die Stein eignet sich doch nicht dafür als verheiratete Frau und siebenfache Mutter!“ Sie: „Es ist im wesentlichen eine.“ Ich: „Ja, welche?“ Sie: „Es war die höchste.“ Ich: „Die höchste?“ Sie: „Im Land!“ Ich: „Die Kaiserin? Aber sie lebt in Wien. Maria Theresia, seit 1780 tot, Mutter vieler Kinder? Und wann war Goethe in Wien?“ Sie: „Nicht in Wien. Im Herzogtum.“ Schweigen. Den Namen nannte sie nicht mehr. Die Übung war zu Ende. Aber wir schlugen nach. Nun war es heraus: Anna Amalia. Oder Louise. Aber Louise, die Frau des herzoglichen Freundes, die Gemahlin von Carl August? Unmöglich. Also die Herzoginmutter, eine anfangs Mittdreissigerin, älter als Goethe? Warum nicht!?!

Als ich im nächsten Seminar darüber sprechen wollte, winkte sie ab, bat mich aber nachher in ihr Büro. Und sagte mir: „Ja, es ist die Herzogin gemeint. Das ist in unsern Kreisen bekannt. Doch soll es nicht öffentlich werden. Ich bitte Sie, davon keinen Gebrauch zu machen. Sagen sie es auch den andern. Bitte, keine weitere Diskussion!“ Ich war entlassen, tat, wie mir geheißen. Es ward offiziell weiter geschwiegen, doch ohne daß ich recht wußte, warum. Im Grunde bis heute. Eigene Forschung zum Thema traute ich mir noch nicht, die andern auch nicht. Ansonsten ging mit guter Probenarbeit das Semester zu Ende. Mit gutem Erfolg – für mich, für alle. Mein Studium auch.

Übrigens hatte ich 1957 und 1958 noch zwei Goethe-Seminare, in Leipzig bei Hans Mayer, in Jena bei Joachim Müller. Mayer interessierte sich wenig für Dichterfrauen, vor allem bei Goethe.

Anderes war ihm wichtiger, etwa philosophisch-ästhetische und Formfragen, besonders weltliterarische Beziehungen. Müller katalpultierte die Frage in seinem ausführlichen Kolleg groß heraus, der Name Anna Amalia fiel auch, doch sehr allgemein, im Sinne von Verehrung der „Hohen Frau“, nicht etwa im Sinne einer richtigen Liebe. Genauer kam selbst von ihm nicht, einem glänzenden Goethekenner! Man kann daraus schließen: 1. Daß in jenem Weimar-Jenaer Kulturklüngel der Sachstand durchaus einschlägig bekannt war. 2. Daß es indes nicht öffentlich werden durfte. Sollten die Wettiner geschützt werden? In aristokratisch-bürgerlichen Zeiten gewiß! Aber warum in der sozialistischen DDR? Oder mußte Goethe heilig und rein bleiben? Der große verehrte Klassiker, Humanist und Utopist höherer sozialer Ordnung, die angedachte Vorbildfigur als Geliebter einer Hocharistokratin, Mitglied einer enteigneten Klasse? Das durfte nicht sein.

Vielleicht war es aber das!? Vorbei, verweht, nie wieder! Uns inzwischen mehr Wissenden bleibt die Essenz einer schönen und großen Dichterliebe mit einer klugen und schönen Frau, die mehr Menschlich-Gesellschaftliches wie Kulturell-Ästhetisches wollte als ihr damals möglich gewesen war. – Wie herrlich ist diese Geschichte, eine neu gewonnene Geschichte einer großen Liebe der Weltliteratur!

Man sprach auch immer einmal wieder in der Goethe-Gesellschaft darüber, wo sich allerdings die Meinungen teilten. Die alt ehrwürdigen Grufthüter machten gemeinsame Sache mit der Leitung der Goethe-Gedenkstätten (NFG, s.o.), ihr Gott Goethe sollte nicht bemakelt werden. War der so sinnenfeindlich und sittenstreng? Da lese man doch noch einmal Th. Manns „Lotte in Weimar“ zwischen den Zeilen, besonders den großen Monolog im Zentrum des Romans! Mann, der Goethe als „Bescheidwisser von Weimar“ bezeichnet hatte, war selbst ein solcher, der schließlich auch mehrfach als Festredner in Weimar aufgetreten war!

Interessant aber ist die Gleichheit der Reaktion seitens der „Offiziellen“ von damals (also um 1960) mit der jetzigen, wie im „Spiegel“ zu lesen (S. 136). Das ist sicher zunächst in einer sozial bedingten, ziemlich männlichen Gleichheitsschreiberei (s.o. Egli ge-

gen Krenzlin) begründet. Sodann eine eher kulturpolitische Angelegenheit: Denkmäler dürfen nicht beschmutzt werden, wie alle Puristen dieser Art meinen, wenn sie lebendige Menschen, noch dazu eine bedeutende Frau und einen Dichter weltliterarischen Ranges, zu Denkmälern gemacht haben, die nun eben mal keine „Schönheitsflecken moralischer, noch dazu fleischlich-sinnlicher Art“ haben dürfen. Flecken eben im Begriff einer veralteten Moral! Wobei die puristisch-bürgerliche Moral auf merkwürdige Art einer ebenso puristischen sozialistischen gleicht, wie sie teilweise in der DDR gelebt, zumindest offiziell gelehrt ward. Doch lebten längst nicht alle solcher Norm konform! Aber dies noch heute, im Zeitalter aufgeklärter Sexualität, gar eines Porno-Flairs?

Die Progressiveren von heute debattieren die These bzw. Neu-Entdeckung Ghibellinos wenigstens, gehen von ihrer Richtigkeit aus, wie von der historischen Logik selbst. Welchen attraktiven, gebildeten, gar berühmten Mann hätte Frau Herzogin sonst noch in ihrem Hauptstädtchen haben können?

Ihre Hofschranzen? Oder sich noch eine zweite Fürstenhochzeit heranziehen – als verwitwete Mittdreißigerin? Sicher: Wie Katharina II. von Rußland, die in der Tat „allmächtig“ war, konnte sie nicht handeln. „Allmächtig“ war Anna Amalia gewiß nicht, diese Titelei im „Spiegel“ war in der Tat falsch. Auch wenn der alte Dichter sie selbst als „allmächtige Fee“ (s.o.) bezeichnet hat – sie war es erotisch und psychisch für ihn gewiß, doch kaum politisch und in moralischer Hinsicht wie die russische Zarin.

Ihre Interessen als relativ früh emanzipierte Frau hatte sie allerdings vertreten – nicht ohne Wirkung! Sie hatte lange und nicht ohne Erfolg regiert – freilich ohne das Ländchen wirtschaftlich sanieren zu können –, was jetzt unter Einfluß des Frankfurter Weltkinds, inzwischen Weltmannes, ihr Sohn Carl August leidlich versuchte. Sie hatte Zeit, Bildung, trotzdem Geld (fürstliche Schatullen blieben im allgemeinen gefüllt) und sicher auch Lust. Nun, warum denn nicht Goethe? Der bekanntlich schon 1776 Minister geworden war. Hatte der Siebenundzwanzigjährige schon so viele Länder regiert? Nur seines Genies wegen? Und der 1782 mit 33 Jahren geadelt ward! Um standesgemäß zu sein, was er damit bis

zu einem gewissen Grade war?! Der Unterschied blieb der zwischen Hoch- bzw. uraltem Reichsadel, dem die Fürstin entstammte bzw. angehörte, und dem Verdienstadel, der dem bürgerlichen Goethe verliehen ward, was freilich nur der Ranghöchste überhaupt (nur kaum noch der Mächtigste im Reich) – der Kaiser in Wien konnte. Nun also: Warum nicht Goethe als Liebhaber und Partner? Einen Mann von Öffentlichkeit und frühem Ruhm!

Geheimhaltung mußte freilich sein – im Klatschnest selbst und an den Höfen Europas, wo es zumeist auch nicht feiner zugeht! Friedrich II. in Potsdam hätte genug Angriffsflächen wie Stoff für Klatsch geboten, zumal seine Art der Libido damals noch als verwerflich galt, verfemt war. Doch da standen 100 000 Gewehre und eine informationsreiche Geheimpolizei dahinter, solchen zumindest zu beschränken. Und als es herausgekommen war (siehe Ghibellino „Goethe und Anna Amalia. Eine verbotene Liebe?“, S. 76 ff.), hatte Goethe auf Anordnung Carl Augusts das Land vorerst zu verlassen. So erklärt sich des Dichters plötzliche Italienreise – zwei Jahre Abwesenheit bei vollen Dienstbezügen.

Nun könnte man Meinungen diverser, eher anonymer Gruppen und Kränzchen sowie der offiziellen Klassikinstitutionen und -hüter als belanglos abtun (sie sind bzw. waren es nicht), doch befaßten sich auch zwei überaus seriöse Weimarer Gelehrte mit diesem Faktum.

Der eine hieß Wolfgang Vulpius, der sich vorrangig mit der dritten wichtigen Frau der Weimarer Zeit beschäftigt und Erfolgsbücher geschrieben hatte, einer nicht ganz linearen Vorfahrin, für die er eintreten mußte: Christiane Vulpius, spätere Gefährtin und schließlich Ehefrau des großen Mannes. Dieser Dr. Vulpius wußte Bescheid, der kannte Weimar und seine Geschichte wie seine Westentasche, und Goethe war sein Gott. Der durfte keinen Schandfleck tragen. Ich hatte ein gutes Verhältnis zu ihm, und er beantwortete viele meiner Fragen, manche mit dem Schmerz des Wissenden, der zur Wahrheit verpflichtet ist und doch manches im Sinne der Familienehre verschweigt. Öffentlich trat er heftig solchen Thesen über ein Liebesverhältnis von Goethe und Anna

Amalia entgegen, füllte alle möglichen Leerräume mit Christiane (nur manchmal paßte sie nicht hinein!) und litt wie ein Hofhund an der Kette daran, daß die bekämpften Thesen stimmten. Nach jedem gemeinsamen Kaffee oder Bibliotheksgespräch in verborgener Schloßbecke sprach er denselben Satz zu mir, wenn wir über dieses Thema sprachen: „Junger Mann, das darf niemand wissen!“

Ein anderer Kollege wußte es noch genauer: Dr. Gerhard Femmel, Herausgeber des vielbändigen „Corpus der Goethe-Zeichnungen“, eines doppelten Lebenswerkes: so Goethes, der nicht nur Dichter und Schriftsteller war, sondern ein Universalist und eben bildender Künstler, Zeichner, sondern auch eines dieses kleinen, zähen und umtriebigen Mannes. Er war der einzige anerkannte „Individualist“ dieses Hauses (in welchem es viele dieser Art gab, nur eben nicht anerkannte) aus jener Zeit der „großen Kollektive“, der von der Generaldirektion unangetastet blieb und den man politisch in Ruhe gelassen hatte, weil er der einzige Spezialist zu diesem Thema war und gebraucht ward: Dieser Titel war in Westeuropa beliebt und hatte Devisen gebracht. So konnte ich in dessen ziemlich abgelegenen Zwischengeschoß des weitläufigen Schlosses der Wettiner gelegentlich untertauchen, mich etwas erholen und einen kleinen Snack halten. Der stets mißtrauische Gelehrte mochte mich und vertraute mir wie ich ihm. Daher erzählte er mir so manches aus der Goethe-Küche, was noch um 1960ff nicht in die Öffentlichkeit durfte. Etwa 1963 auch diese „anrühige“ Geschichte mit Anna Amalia. Als Beweisgrundlage zeigte er mir nicht nur Briefe (die ich z. T. auch gekannt hatte) und die bei Ghibellino eine wichtige Rolle spielen, sondern auch jene genannten Zeichnungen, die er zu edieren hatte.

Femmel meinte, es seien meist Orte oder Landschaften, an bzw. in welchen sich der Dichter-Zeichner mit der hochrangigen Dame getroffen hatte. Der putzige kleine Mann und in der Tat bedeutende Gelehrte hatte seine Freude an Erotica dieser Art und interpretierte auf seine Weise manche Zeichnung auf ihren seiner Meinung nach „eindeutigen“ erotischen Anlaß und Gehalt. Das seines Erachtens meistbedeutende Abbild einer solchen Liebeslandschaft

war die Brücke mit einem Aquädukt, gebildet aus den Buchstaben AMALIE. In der Tat, eindeutiger konnte derlei nicht sein.

Das wäre in keinem Falle allein zu veröffentlichen gewesen. Erst durch die Gesamtausgabe, eben das „Corpus“. Doch auch das Gesamtthema dieser Beziehung war ein Pfund und hätte zumindest damals eine Sensation abgegeben. Er hatte bereits ein gewichtiges Typoskript dazu geschrieben, was er mir stolz gezeigt hatte. Etwa knapp zwei Zentimeter dick, DIN A4, was ein mittleres Buch von ca. 180–200 Seiten ergeben hätte. So viel konnte ich bereits erkennen. In die Hand gab er es mir nie, aber er äußerte einmal: „Die Bombe lasse ich einmal platzen“. So sehr jenes Institut immer an Publikationen interessiert gewesen war (vor allem, wenn sie unter des Direktors Namen erschienen sind, zu denen er meist eine „Vorrede“ geschrieben hatte) – das Thema wollte man nicht.

Da war eben diese Art Sozialisten genauso „tugendhaft“ wie die wettinischen Aristokraten und die bürgerlichen Kultur-Statthalter von damals und heute. Das hatte sicher mit jener auch alt- und kleinbürgerlichen, christlich geprägten und sehr nachhaltigen Auffassung von Sexualität zu tun, nach der über längere Zeit – etwa bis Anfang oder Mitte der siebziger Jahre – sogar Sozialisten, auch solche der DDR, noch lebten, zumindest öffentlich. Unter der Decke sah es oft anders aus, und solche, die unter der Decke hervorkamen und frei lebten, gab es ebenfalls. Doch unter solcher Decke bzw. solchen Bedingungen und gar Lebensverständnis solcher Art konnte, durfte eben ein großer Dichter und nationale Vorbildfigur nicht herumgeliebt haben, noch dazu meist nächtens und im verborgenen zu ihr gehen und meist außerhalb des Gemeinwesens, schon gar nicht mit einer Aristokratin, einer Fürstin – ein Dichter, der später mit einer einfachen Frau Kinder zeugte, sie aber erst heiratete, als sie ihm 1806 möglicherweise das Leben gerettet hatte usw. Das paßte alles weder ins konventionell bürgerliche noch ins verkleinbürgerlichte sozialistische Menschenbild. Und daher durfte das absolutistische Staatsgeheimnis über die Zeit von 1776 bis 1786 weder im bieder-bürgerlichen 19. und dekadent-bürgerlichen 20. Jahrhundert noch im sozialistischen 20. ge-

lüftet werden. Nun geht das hoffentlich im 21. Jahrhundert, welches wir noch nicht bezeichnend charakterisieren können.

Was mag aus diesem Typoskript des Gerhard Femmel geworden sein? Ich hatte dieses Institut um den Wechsel 1965/66 verlassen und bin nur einmal noch nach Weimar wiedergekehrt: Im Goethe-Jahr 1982 hatte ich auf überraschende Einladung einen Vortrag über „Faust auf der Bühne“ zu halten. Was ich auch tat. Doch von der damaligen Leitung war kaum noch jemand mehr da, und der alte Herr Dr. F. auch nicht, Vulpius war verstorben. Das vielbändige „Corpus“ war abgeschlossen und erschienen, sein Herausgeber hatte seine Arbeit beendet. Seinen Aufenthaltsort konnte ich zunächst nicht herausfinden: Er war in die Westrepublik übersiedelt, wie es hieß, hatte noch einige Bücher publiziert. Wie inzwischen ermittelt werden konnte, war er nach 1989/90 zurückgekehrt und im Alter von 91 Jahren verstorben. Das Typoskript ist nach Aussagen von Angehörigen angeblich nicht zu finden. Ist es auch in diesen Jahren Opfer einer dynastischen oder anderen Zensur geworden, vielleicht für viel Geld? Aus dem Gedanken heraus, daß nicht sein kann, was nicht sein darf!?

Immerhin kannte ich noch eine Mitarbeiterin von ihm, Frau Dr. Christa T., die über Goethes Majolika-Sammlung gearbeitet hatte. Allerdings war ich von ihr langfristig, ab etwa Anfang 1960, über Grenzen getrennt. In jenem ersten Jahr hatten wir nie über das Goethe-Amalia-Thema gesprochen. Es war eben damals im Hause NFG öffentlich kaum präsent, trotz meiner früheren, bereits genannten Berührungen mit diesem. Sie hatte Weimar bald verlassen und war ebenfalls in die westliche deutsche Republik übersiedelt, erst nach Bayern, später nach Köln, wo sie lange gelebt hatte, bis sich ihre Spuren in der Eifel verloren haben.

Ich war ihr allerdings noch zweimal – 1981 und dann 1996 – begegnet: 1981 innerhalb einer Forschungsreise sowie 1996 nach einem Besuch der Frankfurter Buchmesse. Beide Male kamen wir auf das Amalia-Goethe-Thema zu sprechen. Auch sie hatte Bescheid gewußt, kannte die Zeichnungen, besonders den Aquädukt, gebildet aus den Buchstaben AMALIE, war geradezu hymnisch begeistert von der Vorstellung der Liebe zwischen diesen beiden

„Menschen höherer Art“, auch wußte sie von der Arbeit Femmels. Sie meinte damals freilich, daß Femmel von seiner Mentalität her durchaus in der Lage gewesen wäre, solch eine Arbeit zu vernichten, wenn er die Lust verloren oder Unannehmlichkeiten bekommen hätte. Aber das war eine Vermutung.

Unsere Gespräche endeten: „Du solltest es schreiben, Du hast die Statur dafür und den Still!“ Doch dabei blieb es. Über Goethe wollte ich einfach nicht mehr schreiben – ich war seit meinem Abgang von Weimar aus allem heraus, verfaßte bestenfalls Rezensionen zu Aufführungen Goethescher Stücke, vor allem zu „Faust“. Darnach habe ich niemals mehr etwas von Christa T. gehört. An sie gerichtete Briefe kamen zunächst nicht zurück, mein im Spätsommer 2008 geschriebener kam zurück mit dem Vermerk „Empfänger unbekannt“; unter ihrer früheren Telefonnummer meldete sich niemand mehr.

Eine letzte Zeitzeugin aus Weimar, wenn auch nicht so gewichtig, die über das Thema halbwegs Bescheid wußte, war mir Anfang 1997 anlässlich einer Lesung meiner Heinrich-Heine-Biografie „Gelebter Widerspruch“ in Dresden begegnet. Als Zuhörerin. Sie hatte mich erkannt, nicht ich sie. Sie hatte mich begrüßt und mich sehr zu meinem Bucherfolg beglückwünscht. Ich freute mich über diese Begegnung, denn auch sie hatte zu jenem Kreis von Bescheidwissern gehört, die ich in jenen frühen sechziger Jahren kennengelernt und ausgefragt hatte. Von mir kurz zum Amalien-Thema befragt, stand sie noch dazu, bekräftigte mir ihr – nach eigenem Eingeständnis – bescheidenes Wissen, verwies ebenfalls auf Femmels „Corpus“ und die Zeichnung mit dem Aquädukt, gebildet aus den Buchstaben AMALIE, ermunterte mich ebenfalls, zum Thema zu schreiben und endlich diese Geschichte publik zu machen. Wir nahmen herzlich Abschied, ich habe sie nie wieder gesehen. Sie müsste jetzt etwa 90 Jahre alt sein.

Die Rezeptions- und Erinnerungsgeschichte um den Dichter und seine Herzogin mit diesen Zeitzeugen wäre nun rund 45–50 Jahre alt, von meiner Weimarer Zeit her gerechnet. Nun habe ich die Aussagen und Erinnerungen wenigstens aufgeschrieben – Mosaik zu einem großen Denkmal lebendigster Geschichte. Weitere Bau-

steine zum fundamentalen Rohbau von Ettore Ghibellino. Auch sie lassen jene aparten Vorgänge aus höfischem und weltliterarischem Ambiente wunderbar menschlich und schön erscheinen.

Sie setzen auf den philologischen Grund- und Unterbau sowie das aus Werkdeutungen gewonnene eigentliche gedanklich-literarische Gebäude die Methodik fantasievoller Konstruktion und Interpretation sowie letztendlich die Fragen nach historischen Möglichkeiten, nach Angeboten und Hindernissen, um die Architektur des gesamten – sagen wir – Tempels zu gestalten.

Mit Philologie und Biografistik allein kommt man solchen Themen nicht bei, schon gar nicht sozialer und psychischer Tiefenschärfe. Hier benötigt man Sozialkenntnis, Sozialpsychologie, Ästhetik des sozialen Raumes, Geschichtskennntnis und eine Philosophie, die mit dem umgeht, was auch möglich ist bzw. sein konnte, um Wirklichkeit zu werden, zu sein oder nicht.

Mein Freund Hans Stern, Berlin, wiss. Bibliothekar i.R., nach Brockhaus, Meyer und Internet das 4. Großlexikon deutscher Sprache, doch lebend und auf zwei Beinen, sich ständig erweiternd und erneuernd, äußerte nach Kenntnisnahme des Ghibellino-Aufbruchs folgendes (Sommer 2008, sinngemäß zitiert): „Nun erst verstehe ich etliche dunkle Stellen in Goethes Biografie, zahlreiche Gedichte und Stücke wie ‚Torquato Tasso‘, der mir über lange Jahre rätselhaft-dunkel bis unverständlich und langweilig blieb. [Wie mir trotz etlicher handwerklich guter Aufführungen auch!] Anna Amalia als Lichtgestalt des Deutsch-Italieners Ghibellino macht es hell und spannend.“

Sehr schöne Säulen und Firste sowie die Innenräume des Tempels hat Ghibellino bereits aus der Erhellung etlicher Dichtungen, vor allem der „Römischen Elegien“ und des „Westöstlichen Divans“ errichtet.

Im zweiten Teil will ich selbst versuchen, an zwei Texten, nämlich der „Marienbader Elegie“ („Trilogie der Leidenschaft“) und an „Das Märchen“, etwas an Ausstattung hinzuzufügen.

„Die wahre Geschichte der ersten zehn Jahre meines weimarischen Lebens könnte ich nur im Gewande der Fabel oder eines Märchens darstellen, in dem Amalia als allmächtige Fee alles belebt und schafft [...] Wie es im einzelnen zugegangen, bleibe mein eigenstes Geheimnis.“ So der Goethe der späteren Jahre zu Kanzler Friedrich von Müller („Unterhaltungen“, Ausgabe 1982, S. 177).

Nun – der Dichter hat ein „Märchen“ geschrieben. Ob der klassische Meister der Verschleierung dieses mit seiner ungefähren Angabe gemeint hat, ob nicht – ob er seinen Gesprächspartner verunsichern wollte, sei dahingestellt. Es ist ein geheimnisvoll-wunderbares Werk da.

„Das Märchen“ vom Sommer 1795 ist schon von seiner Stimmung und Atmosphäre her eine richtige Sommerdichtung. Im grauen nördlichen Winter kann man solch heiteren Weltenentwurf, der eigentlich auch ein Liebesbrief an eine unvergeßliche Verlorene ist, kaum zu Papier bringen. Unser Dichter war sehr wettersensibel und klagte, wann er nur konnte. Das Wetter ist das eine, der gesellschaftlich-historische Hintergrund das andere. Die große Französische Revolution hatte stattgefunden – eine Weltenzäsur, wie der seismografisch-kluge Weltendenker spürte!

Der Ursachen sind zahlreiche, die meisten in und aus historischer Beschreibung und Erzählung bekannt und müssen hier nicht wiederholt werden. Eventuell könnte man – der Stoffnähe wegen – die Halsbandaffäre der Maria Antoinette und des Louis Rohan erwähnen, eine der Ursachen, die Goethe ausführlicher beschäftigte, auch in dramatischem Text.

Und die Folgen waren sichtbar, sogar augenah. Flüchtlinge strömten von Westen nach Osten, wer auch immer sie waren – meist Aristokraten. Das beschäftigte unsern Bescheidwisser gar sehr. Ergebnis war die Erzählungsserie mit dem falschen Genitiv: „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“, die heute nur noch schwer begreif- wie vermittelbar ist. Aber an den Schluß dieser „Unterhaltungen“ setzte der Meister ein Schlüsselwerk seiner gesamten poetischen Existenz wie seines Weltbildes zumindest bis in die Mitte der sogenannten Hochklassik: eben „Das Märchen“.

Ein Kunstmärchen ohne das „Es war einmal“! Aber mit Märchenfiguren aller Art von Irrlichtern und Riesen bis zu Fährmann und Königen und im Mittelpunkt eine Schlange als Metapher reichen Lebens, Trägerin der Botschaft und Brückenbauerin. Im übrigen ein Logen-Symbol. Goethe war bekanntlich auch Freimaurer und gehörte der Loge „Anna Amalia“ an.

Die Logen waren durchaus aufklärerische Formationen. Ein steinerner Zeuge steht noch heute im Weimarer Park: der „Schlangenstein“ von Martin Gottlieb Klauer, worüber Heinz Georg Häußler im Band „Alles um Liebe“, Weimar 2008, S.147 ff.) gehandelt hat. Er stellt sie in zahlreiche mythologisch-poetische Zusammenhänge und deutet die Schlange wiewohl in Goethes Sinn als Metapher der Häutung, also auch Verjüngung über Ewigkeiten, als „Gleichniß einer glücklichen Zeitlichkeit“. (Goethe an Trebra, 14. Jänner 1814).

Im weiteren treten die buntesten, ja wunderlichsten Gestalten auf, Symbole der Möglichkeiten der Menschen. Am Ende stehen der Tempel der Weisheit (ebenfalls ein Logensymbol) sowie die von der Schlange gebildete Brücke, die viele Menschen in beiden Richtungen überschreiten und sich begegnen.

An dieser Stelle muß noch zum Tempel etwas gesagt werden. Was mag das denn für einer sein, wenn er der Weisheit einer ist? Er erinnert sehr an Mozarts „Zauberflöte“ und an die Sarastro-Welt. (In der die Schlange übrigens auch eine Rolle spielt, wenn auch eine andere, eher untergeordnete, doch durchaus geheimnisvolle, nämlich: den Tamino zu verfolgen, damit er zunächst in den Bereich der Königin der Nacht gerät, woraus sich der Konflikt entwickelt. Sarastro ist im Hintergrund der Regisseur.)

1791 war die Uraufführung in Wien, der Theaterdirektor Goethe, der Mozart sehr liebte (auch als möglichen Komponisten seines „Faust“), ließ die Oper bald nachspielen. Szene wie Inhalte bzw. Ideelichkeit sind aufs deutlichste auszumachen – auch Mozart war wie Goethe Logenbruder. Und der Eingang in den Tempel der Weisheit erfüllt sich nicht nur für den Prinzen Tamino, sondern auch für Prinzessin Pamina – sie sind nun das Hohe Paar.

Zurück zum „Märchen“. Am Ende sind die freilich eher tölpischen als wirklich gefährlichen Vertreter des Bösen, die Riesen, besonders der Schatten des großen Riesen, geschlagen, die drei guten Könige können wieder regieren, der vierte König hat sich nahezu aufgelöst, das Gold hat seine böse Macht verloren (die freilich nicht sehr in Erscheinung trat, da Goethe die Marxsche Auffassung vom eher wertlosen Metall vorweggenommen hatte), und das befreite Volk geht auf befreitem Grund – „Faust“ ist schon in fernem Blick.

Hierzu Aussage und Urteil des Märchenexperten Rudolf Geiger (»Goethes Märchen«: Bilder einer konkreten Utopie, Stuttgart 1993, S. 123 f.):

Das Märchen ist das Hohelied der Gemeinschaft. [...] Hier haben wir Goethes Bekenntnis zur individuellen Entwicklung, sowohl der menschlichen Fähigkeiten als des Menschseins überhaupt. Zugleich aber auch sein Vertrauen zu einem Zusammenklang aller Seelen- und Geisteskräfte des Menschen, so daß ein Menschenkosmos entsteht, ein Mikrokosmos, der sich zum Makrokosmos der geistigen Mächte (der drei Könige) verhält wie das Sakramentshaus im Tempel, der ‚Altar‘ zum gesamten Tempel.

Kein harmlos-heiterer Weg zeichnet sich ab. Er geht durch Wirrnis und Ohnmacht, Leid, Verzweiflung und Tod; aber daraus gebiert sich ein Heilungsgeschehen umfassendster Art. Dieses Werden gilt durch das Paar Lilie und Königssohn hindurch allen Wandernden auf der Brücke, d.h. allen Menschen. Man kann auch sagen: In der Endphase des Märchens erleben wir die Geburt des ‚rein idealischen Menschen‘ im Menschen – aus dem Geist des Opfers heraus.

Freilich kann man einwenden, sieht man nur unverstellt darauf, wie in unserer Zeit Staaten und Völker einander Verheerendes antun, wie ringsum Menschen am Leben leiden, Goethe habe sich in diesem Märchen einer Utopie hingegeben. Er glaube an eine irgendwann eintretende Vollkommenheit im menschlichen Dasein; die aber werde nie und nimmer kommen. Zweifler mögen zweifeln, Skeptiker abwinken, Kleinmütige den Kopf schütteln und Spötter spotten; das Märchen bleibt, was es ist: Zeugnis einer Menschheitsperspektive.

Die Landschaft dieses grandiosen utopischen Entwurfs ist eine Parklandschaft, durch die sich ein Fluß schlängelt. Optische Vorlage ist zweifellos sowohl die Ilm im Weimarer Park, die die Welt zwischen Goethehaus und Schloß trennt, vermischt mit der Jenaer Parklandschaft „Paradies“, durch die die Saale fließt und wo sich Goethe gern, auch zur Zeit der Niederschrift des Textes, aufhielt. Und die Prinzessin oder Königin, die angebetete Frau, heißt Lilie, die die Harfe greift und zu ihr singt.

Auch Amalie, die komponierte und musizierte, spielte Harfe. Der junge Held (der Dichter?) hat die Weisungen der drei Könige erhalten, der goldene König spricht: „Erkenne das Höchste!“ Mit Erkenntnissen hoher Art ausgestattet, erkennt er Lilie, spricht sie an und sagt zu seinem alten Weisen, der ihn begleitend führt: „Du hast die vierte Kraft vergessen [...]: die Kraft der Liebe. [...] Hierauf sagte der Alte lächelnd: Die Liebe herrscht nicht, aber sie bildet, und das ist mehr.“ (Ebd. S.154). Hier haben wir Goethe pur. Schöner Liebeserklärungen hat es in der Weltliteratur selten gegeben.

Die alles beherrschende Gestalt im Zentrum der Geschichte ist die Königin mit dem Namen „Lilie“. Nicht unbedingt ein Frauenname – diese Blume! Aber die Assonanz zu *Ama-lie* ist doch gar zu deutlich. Und dieselbe in diesem Ambiente und diesem Goetheschen Menschheits- und Bildungsideal! Was für sie als aufgeklärte Fürstin auch ihres war. Zugleich des Dichter-Denkens Antwort auf die französische Revolution. Das Ende des alten, des tausendjährigen Zeitalters des Feudalismus-Absolutismus ist eingeläutet, Umwälzung und Erneuerung müssen stattfinden, aber nicht mit Guillotine und Kanonen. Mit moralisch-erzieherischen und ästhetischen Mitteln, mit Sitte und Schönheit – so Goethes und der Weimarer Klassik Programm. Die Guillotine arbeitete aber in der Realität, und die Kanonen sollten Goethe und Amalia bald erleben wie den „Weltgeist zu Pferde“ (Hegel über Napoléon). Goethes schöne Utopie blieb Utopie, schöne Literatur, die Geschichte hat einen andern Weg genommen, mußte ihn nehmen.

Doch wehe jeder Entwicklung, gar solcher in schroffen, ja revolutionären Umbrüchen, die Sitte und Schönheit, moralische und

ästhetische Erziehung versäumen – die Menschheit versänke in Barbarei. Sie war schon nahe daran.

Wenn sich auch das neue Zentralthema durch und über viele Texte, Strophen und Lebensphasen zieht, worüber Maestro Ghibellino gehandelt und andere auch, will ich mich dennoch mit einer Dichtung beschäftigen, einer der vollendetsten und tiefsten zumindest der deutschen, wenn nicht der Weltliteratur: der „Elegie“ aus der sogenannten „Trilogie der Leidenschaft“ von 1823, die zwischen dem Gedicht „An Werther“ (für eine Neu-Ausgabe) und der „Aussöhnung“ steht und als „Marienbader Elegie“ in die Literatur der Welt eingegangen ist.

23 Strophen, Sechszeler im Blankvers, also dem fünfhebigen Jambus, dem Klassikervers schlechthin, machen diesen Hymnus aus, der als „Elegie“ gekennzeichnet ist. Also ein Trauergedicht. Verstärkt wird diese über die Gattung betonte Absicht durch eine Goethe-Äußerung zu Eckermann, die „Trilogie“ erläuternd: „Es kommt darauf an, daß man einen Stoff finde, der sich naturgemäß in drei Partien behandeln lasse, so daß in der ersten eine Art Exposition, in der zweiten eine Art *Katastrophe* [Hervorhebung des Autors], und in der dritten eine versöhnende Ausgleichung stattfindet.“ Der Dichter schrieb ein Trauergedicht. Warum und um wen trauert Goethe, 74jährig?

Man hat in Literaturgeschichte und Philologie langfristig das junge Mädchen bzw. die junge Frau Ulrike von Levetzow, Jahrgang 1804, der er 1821 erstmalig, wiederholt 1823 in Marienbad während seiner Kuren begegnet war, als Gegenstand und Empfängerin dieser „Elegie“ bezeichnet. Können Philologen eigentlich lesen? Das fiel mir schon frühzeitig – wie gesagt – im Falle der Stein auf, daß Verschiedenes falsch gelesen sein worden muß. Das Unglück wollte es, daß Carl August, fast zur selben Zeit vor Ort, für Goethe einen Heiratsantrag bei der Familie gestellt hatte. Was verfolgte der Großherzog damit? Wollte er etwas beenden, etwa ein Ondit (s.o.)? Wollte er dem Dichter helfen, der Christiane verloren hatte? Das war 1816, sieben Jahre zuvor. Wollte er sich einen Ulk machen? Es wäre ein bössartiger gewesen. Immerhin beschäftigte sich eine gewisse Öffentlichkeit eine Zeitlang damit, hatte ihren Spaß,

der Dichter seinen Ärger. Doch war der klug genug, die Angelegenheit vornehm zu übergehen. Als Dichter machte er Dichtung daraus, freilich mit anderem Sujet. Zwei andere Ereignisse erleichterten ihm dies, vor allem das schmerzliche Erinnern, das sich in Schönheit wandelt. Die große polnische Pianistin Marie Szymanowska, Hofpianistin der Zarin, gastierte in Marienbad und erfreute ihn mit ihrem Musizieren. Und außerdem hatte ihn ein Vorschlag zu einer neuen Ausgabe „Werthers Leiden“ erreicht. Er machte sich an die Arbeit und schrieb das Gedicht „An Werther“ mit den Anfangszeilen: „Noch einmal wagst du, vielbeweinter Schatten/Hervor dich an das Tageslicht,“ und dem Ende: „Wie klingt es rührend, wenn der Dichter singt,/Den Tod zu meiden, den das Scheiden bringt!/Verstrickt in solche Qualen halbverschuldet,/Gab ihm ein Gott zu sagen, was er duldet.“ („Torquato Tasso“ assoziierend). Am Ende die „Ausöhnung“ mit dem Dank an die „Musik mit Engelschwingen“.

Dazwischen also die „ELEGIE“, nun beginnend mit Versen aus dem Finale „Tasso“ als Motto: „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,/Gab mir ein Gott zu sagen was ich leide.“ (Im Stück selbst: „*wie* ich leide.“)

Gesetzt den Fall, es wäre wirklich die Levetzow gemeint, aus frischer Verliebtheit, schreibe denn ein hochrangiger Künstler ein Trauergedicht? Und dazu einen Vergangenheitstext, der augenfällig an eine Tote gerichtet ist? Im Anfang – in biblischen Kategorien denkend – werden „Paradies“ und Hölle beschworen, die weibliche Gestalt tritt „ans Himmelsthor“. Im Folgenden wird vom „Abendkuß, ein treu verbindlich Siegel:“ gesprochen: „Der Kuß der letzte, grausam süß, zerschneidend/Ein herrliches Geflecht verschlungner Minnen.“ Erinnerung über Erinnerung: „Ist denn die Welt nicht übrig?“ Wer schreibt so etwas? „Und wölbt sich nicht das überweltlich Große,/Gestaltenreiche, bald Gestaltenlose?“ Und das meiste im Imperfekt!

„In's Herz zurück dort wirst du's besser finden,/Dort regt sie sich in wechselnden Gestalten;/Zu vielen bildet Eine sich hinüber,/So tausendfach, und immer immer lieber.“ Oder: „So klar beweglich bleibt das Bild der Lieben,/Mit Flammenschrift, ins

treue Herz geschrieben./[...] Wenn Liebe je den Liebenden begeistet,/Ward es an mir auf's lieblichste geleistet;/Und zwar durch sie!“ Hätte eine 17jährige Ulrike nach so kurzer Begegnung derartiges tragen können? Nie und nimmer.

Und dann spricht das „allgeliebte Wesen“ noch selbst, eine der am schwersten sprecherisch wiederzugebende Stelle: „Stund' um Stunde/Wird uns das Leben freundlich dargeboten,/Das Gestrige ließ uns geringe Kunde, [...] Drum thu' wie ich und schau, froh verständig,/Dem Augenblick in's Auge! Kein Verschieben!/Begegn' ihm schnell, wohlwollend wie lebendig,/Im Handeln sei's, zur Freude, sei's dem Lieben;/Nur wo du bist sei alles, immer kindlich,/ So bist du alles, bist unüberwindlich.“ So spricht eine reife Geliebte mit der Stimme des Dichters – das hätte keine Ulrike gekonnt.

Und er: „Er wiederholt ihr Bild zu tausendmalen.“ Am Ende in der letzten Strophe: „Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren,/Der ich noch erst den Göttern Liebling war;/Sie prüften mich, verliehen mir Pandoren,/So reich an Gütern, reicher an Gefahr;/Sie drängten mich zum gabeligen Munde,/Sie trennen mich, und richten mich zu Grunde.“

Solch tiefe Trauer – bis in den Abgrund hinein – richtet man doch nicht an eine neue junge Geliebte! Nein, Levetzow kann endgültig ausgeschlossen werden, aus diesem Gedicht und überhaupt. Trotz mancher Freundlichkeitsgeste des alten Liebenden an ein junges Mädchen. Hier steht eine andere im erinnernden Bild, wahrhaftig eine große oder Hohe Frau.

„Pandora“ übrigens, ein Festspiel im Sinne eines Trauergedichts – die Geliebte ist darin gestorben – wurde kurze Zeit nach Amaliens Tod verfaßt, also noch ein direkter Bezug. Und so schöne Bilder wie tiefe Wörter, tönende Verse kann die junge Levetzow gar nicht ausgelöst haben, ebenso wenig Christiane oder Charlotte von Stein – da klingt noch eher die Musik der Szymanowska hinein.

Was kann man aus solchen Analysen mitnehmen, die – ausgelöst durch Maestro Ghibellino, fürwahr ein echter und streitbarer Ghibelline, in dessen Heer ich als Kämpfer, eher Partisan (das liegt

mir biografisch und geschichtlich näher) eingetreten, quasi aus einer philologisch-literarischen Revolution?

Haben wir Goethe geschadet, indem wir ihn vom Nimbus des großen Liebhabers der deutschen Literatur entkleidet? Ich denke nein: Aus dem vielseitigen Liebhaber geht ein wahrhaft großer Liebender hervor.

Nun habe ich über etliche Seiten das große Gedicht analytisch zerlegt, in sprachliche Einzeleinheiten, teilweise versweise. Doch möchte ich das große Sprachkunstwerk wieder zusammenfügen und erlaube mir daher, es Ihnen zum Ende als Ganzes vorzutragen (Weimarer Ausgabe I., 3, S. 21 ff.).

ELEGIE

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen was ich leide.

Was soll ich nun vom Wiedersehen hoffen,
Von dieses Tages noch geschlossner Blüte?
Das Paradies, die Hölle steht dir offen;
Wie wankelsinnig regt sich's im Gemüthe! –
Kein Zweifeln mehr! Sie tritt ans Himmelsthor,
Zu ihren Armen hebt sie dich empor.

So warst du denn im Paradies empfangen,
Als wärest du werth des ewig schönen Lebens;
Dir blieb kein Wunsch, kein Hoffen, kein Verlangen,
Hier war das Ziel des innigsten Bestrebens,
Und in dem Anschauen dieses einzig Schönen
Versiegte gleich der Quell sehnsüchtiger Tränen.

Wie regte nicht der Tag die raschen Flügel,
Schien die Minuten vor sich her zu treiben!
Der Abendkuß, ein treu verbindlich Siegel:
So wird es auch der nächsten Sonne bleiben.
Die Stunden glichen sich in zartem Wandern
Wie Schwestern zwar, doch keine ganz den andern.

Der Kuß der letzte, grausam süß, zerschneidend
Ein herrliches Geflecht verschlungner Minnen.
Nun eilt, nun stockt der Fuß, die Schwelle meidend,
Als trieb' ein Cherub flammend ihn von hinnen;
Das Auge starrt auf düstrem Pfad verdrossen,
Es blickt zurück, die Pforte steht verschlossen.

Und nun verschlossen in sich selbst, als hätte
Dies Herz sich nie geöffnet, selige Stunden
Mit jedem Stern des Himmels um die Wette
An ihrer Seite leuchtend nicht empfunden;
Und Mißmut, Reue, Vorwurf, Sorgenschwere
Belasten's nun in schwüler Atmosphäre.

Ist denn die Welt nicht übrig? Felsenwände
Sind sie nicht mehr gekrönt von heiligen Schatten?
Die Ernte, reift sie nicht? Ein grün Gelände
Zieht sich's nicht hin am Fluß durch Busch und Matten?
Und wölbt sich nicht das überweltlich Große,
Gestaltenreiche, bald Gestaltenlose?

Wie leicht und zierlich, klar und zart gewoben,
Schwebt, Seraph gleich, aus ernster Wolken Chor,
Als glich' es ihr, am blauen Äther droben,
Ein schlank Gebild aus lichtem Duft empor;
So sahst du sie in frohem Tanze walten
Die lieblichste der lieblichsten Gestalten.

Doch nur Momente darfst dich unterwinden
Ein Luftgebild statt ihrer fest zu halten;
In's Herz zurück, dort wirst du's besser finden,
Dort regt sie sich in wechselnden Gestalten;
Zu vielen bildet Eine sich hinüber,
So tausendfach, und immer immer lieber.

Wie zum Empfang sie an den Pforten weilte
Und mich von dannauf stufenweis beglückte;
Selbst nach dem letzten Kuß mich noch erteilte,
Den letztesten mir auf die Lippen drückte:
So klar beweglich bleibt das Bild der Lieben,
Mit Flammenschrift, in's treue Herz geschrieben.

In's Herz, das fest wie zinnenhohe Mauer
Sich ihr bewahrt und sie in sich bewahret,
Für sie sich freut an seiner eignen Dauer,
Nur weiß von sich, wenn sie sich offenbaret,
Sich freier fühlt in so geliebten Schranken
Und nur noch schlägt, für alles ihr zu danken.

War Fähigkeit zu lieben, war Bedürfen
Von Gegenliebe weggelöscht, verschwunden,
Ist Hoffnungslust zu freudigen Entwürfen,
Entschlüsseln, rascher Tat sogleich gefunden!
Wenn Liebe je den Liebenden begeistert,
Ward es an mir auf 's lieblichste geleistet;

Und zwar durch sie! – Wie lag ein innres Bangen
Auf Geist und Körper, unwillkommner Schwere:
Von Schauerbildern rings der Blick umfängen
Im wüsten Raum beklommner Herzensleere;
Nun dämmert Hoffnung von bekannter Schwelle,
Sie selbst erscheint in milder Sonnenhelle.

Dem Frieden Gottes, welcher euch hienieden
Mehr als Vernunft beseliget – wir lesen's –,
Vergleich' ich wohl der Liebe heitern Frieden
In Gegenwart des allgeliebten Wesens;
Da ruht das Herz, und nichts vermag zu stören
Den tiefsten Sinn, den Sinn ihr zu gehören.

In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträthselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's: fromm sein! – Solcher seligen Höhe
Fühl' ich mich theilhaft, wenn ich vor ihr stehe.

Vor ihrem Blick, wie vor der Sonne Walten,
Vor ihrem Athem, wie vor Frühlingslüften,
Zerschmilzt, so längst sich eisig starr gehalten,
Der Selbstsinn tief in winterlichen Grüften;

Kein Eigennutz, kein Eigenwille dauert,
Vor ihrem Kommen sind sie weggeschauert.

Es ist, als wenn sie sagte: „Stund' um Stunde
Wird uns das Leben freundlich dargeboten,
Das Gestrige ließ uns geringe Kunde,
Das Morgende, zu wissen ist's verboten;
Und wenn ich je mich vor dem Abend scheute,
Die Sonne sank und sah noch was mich freute.

Drum thu' wie ich und schau, froh verständig,
Dem Augenblick in's Auge! Kein Verschieben!
Begegn' ihm schnell, wohlwollend wie lebendig,
Im Handeln sei's, zur Freude, sei's dem Lieben;
Nur wo du bist sei alles, immer kindlich,
So bist du alles, bist unüberwindlich.“

Du hast gut reden, dacht' ich, zum Geleite
Gab dir ein Gott die Gunst des Augenblickes,
Und jeder fühlt an deiner holden Seite
Sich Augenblicks den Günstling des Geschickes;
Mich schreckt der Wink von dir mich zu entfernen,
Was hilft es mir so hohe Weisheit lernen!

Nun bin ich fern! Der jetzigen Minute
Was ziemt denn der? Ich wüßt' es nicht zu sagen;
Sie bietet mir zum Schönen manches Gute,
Das lastet nur, ich muß mich ihm entschlagen;
Mich treibt umher ein unbezwinglich Sehnen,
Da bleibt kein Rath als grenzenlose Thränen.

So quellt denn fort! und fließet unaufhaltsam;
Doch nie gelang's, die innre Gluth zu dämpfen!
Schon rast's und reißt in meiner Brust gewaltsam,
Wo Tod und Leben grausend sich bekämpfen.
Wohl Kräuter gäb's, des Körpers Qual zu stillen;
Allein dem Geist fehlt's am Entschluß und Willen,

Fehlt's am Begriff: wie sollt er sie vermissen?
Er wiederholt ihr Bild zu tausendmalen.

Das zaudert bald, bald wird es weggerissen,
Undeulich jetzt und jetzt im reinsten Strahlen;
Wie könnte dies geringstem Troste frommen,
Die Ebb' und Fluth, das Gehen wie das Kommen?

Verlaßt mich hier, getreue Weggenossen!
Laßt mich allein am Fels, in Moor und Moos;
Nur immer zu! euch ist die Welt erschlossen,
Die Erde weit, der Himmel hehr und groß;
Betrachtet, forschet, die Einzelheiten sammelt,
Naturgeheimniß werde nachgestammelt.

Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren,
Der ich noch erst den Göttern Liebling war;
Sie prüften mich, verliehen mir Pandoren,
So reich an Gütern, reicher an Gefahr;
Sie drängten mich zum gabeligen Munde,
Sie trennen mich, und richten mich zu Grunde.

Dieser Schluß ist mir zu pessimistisch, mögen hier einige andere Verse Erwähnung finden, die letzten Verse aus Faust II, mit die letzten des Dichters überhaupt:

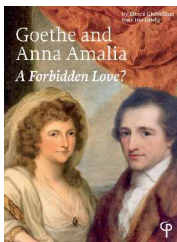
Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis;
Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereignis;
Das Unbeschreibliche
Hier ist's getan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

Auch diese Verse dürften nach dem Vorgegangenen und Erläuterten im neuen Lichte erscheinen.

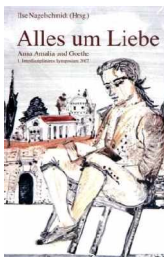
Weiterführende Informationen:



Ettore Ghibellino Goethe und Anna Amalia – Eine verbotene Liebe? 3. veränderte Auflage, Weimar 2007, 332 Seiten, 41 überw. farb. Abb., Broschur, 19,90 Euro ISBN 978-3-936177-88-6



Ettore Ghibellino; transl. Dan Farrelly Goethe and Anna Amalia. A Forbidden Love? Carysfort Press, Dublin 2007 360pp., Paperback 25,- Euro ISBN 978-1-904505-24-2 www.carysfortpress.com



Ilse Nagelschmidt (Hrsg.) Alles um Liebe Anna Amalia und Goethe 1. Interdisziplinäres Symposium – Tagungsband Weimar 2008, 284 Seiten, Broschur, 24,90 Euro ISBN 978-3-936177-10-7 www.denken-verlag.de

Stellungnahme der Klassik Stiftung Weimar zu den Hypothesen Ettore Ghibellinos (Mai 2008): <http://www.klassik-stiftung.de/stiftung/presse/goethe-und-anna-amalia-eine-verbote-liebe.html>

Erwiderung von Dr. habil. Stefan Weiß und Dr. Ettore Ghibellino (Juli 2008): <http://www.annaamalia-goethe.de/fileadmin/AA-G-Akademie-Info/ErwiderungAkademie.pdf>

»PALMBAUM« - Literarisches Journal aus Thüringen, Heft 1, 2007, S. 18-39 (Für & Wider zur These von 6 Autoren)

Interessant aber ist die Gleichheit der Reaktion seitens der »Offiziellen« von damals (also um 1960) mit der jetzigen ... Das ist sicher zunächst in einer sozial bedingten, ziemlich männlichen Gleichheitsschreiberei ... begründet. Sodann eine eher kulturpolitische Angelegenheit: Denkmäler dürfen nicht beschmutzt werden, wie alle Puristen dieser Art meinen, wenn sie lebendige Menschen, noch dazu eine bedeutende Frau und einen Dichter weltliterarischen Ranges, zu Denkmälern gemacht haben, die nun eben mal keine »Schönheitsflecken moralischer, noch dazu fleischlich-sinnlicher Art« haben dürfen. ... Die Progressiveren von heute debattieren die These bzw. Neu-Entdeckung Ghibellinos wenigstens, gehen von ihrer Richtigkeit aus, wie von der historischen Logik selbst.

Man hat in Literaturgeschichte und Philologie langfristig ... die junge Frau Ulrike von Levezow ... als Gegenstand und Empfängerin dieser »Elegie« bezeichnet. Können Philologen eigentlich lesen? ... Solch tiefe Trauer – bis in den Abgrund hinein – richtet man doch nicht an eine neue junge Geliebte! Nein, Levezow kann endgültig ausgeschlossen werden, aus diesem Gedicht und überhaupt.

ISBN 978-3-936177-12-1



DR. A. J. DENKENA VERLAG
WEIMAR